

Walburga Husi-Schumacher : "Ochsen"-Wirtin in Wangen

Autor(en): **Christen-Aeschbach, Charlotte**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Oltner Neujaarsblätter**

Band (Jahr): **56 (1998)**

PDF erstellt am: **21.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-659661>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Walburga Husi-Schumacher «Ochsen»-Wirtin in Wangen

Unter dem Titel: «Hürote isch nid d Chappe tuuschet» erzählte Emmy Grätzer-Kiefer, die Enkelin von Walburga Husi, die Lebensgeschichte ihrer Grossmutter am Radio in der Sendung «Land und Leute». Zehn Jahre sind seither vergangen, aber gerade ins Jahr der Gotthelf-Feiern passt sie besonders gut. Kein anderer Dichter hat so meisterhaft starke, unabhängige Frauen dargestellt. Frau Husi war so eine Frau, ohne besondere Bildung, aber mit gesundem Menschenverstand und grosser Tatkraft. Walburga Schumacher, geboren am 15. April 1866, und Gottlieb Husi, geboren am 15. Mai 1864, übernahmen als junge Eheleute den «Ochsen» in Wangen bei Olten in Pacht und führten den Gasthof, zu dem auch ein Bauernbetrieb gehörte, von 1898 bis 1936. Im Laufe der Zeit kamen vier Töchter dazu, die tatkräftig der Mutter zur Seite standen. Frau Husi führte im «Ochsen» das Regiment, streng, extrem tüchtig, unermüdlich von früh bis spät, während ihr Gatte, ein grosser, breitschultriger, ruhiger Mann, sich um den Bauernbetrieb kümmerte. Die Enkel, die täglich im «Ochsen» ein und aus gingen, liebten beide Grosseeltern heiss: den warmherzigen, wortkargen Grossvater und erstaunlicherweise fast noch mehr die strenge, selbstbewusste, tüchtige Grossmutter, die so gar nicht in das Bild des geruhsam im Lehnstuhl strickenden Grossmüetis passte. Frau Husi hatte weder Zeit zum Stricken noch zum Geschichtenerzählen. Sie war dauernd in Bewegung, stand in der Küche am Herd, besorgte den Gemüsegarten, die Enten, Hühner, Gänse und Schweine. Sie war eine grosse, schlanke Frau, intelligent, mit Augen, die alles sahen, was um sie vorging, und dem besonderen Talent, alles, was sie sah oder hörte, mit trafen

Sprüchen zu kommentieren, die den Enkeln bis heute im Gedächtnis geblieben sind.

Im «Ochsen» verkehrten nur Männer; Frauen erschienen nur bei einer Beerdigung oder bei Vereinsanlässen, die im «Ochsen»-Saal stattfanden. Dieser Saal wurde später nicht mehr gebraucht, weil zwei neue im Dorf entstanden. Doch Grossmutter Husi liess sich etwas einfallen: Sie stellte den Wänden entlang zwei Reihen Betten auf, mit karierten Anzügen, neben jedem Bett einen Stuhl, und funktionierte den Saal um in eine Art Heimstatt für Fahrende. Da konnten die «Kundi», wie sie genannt wurden, für 70 Rappen pro Nacht eine Unterkunft beziehen. Hier herrschte sie wie ein Feldherr, was wahrscheinlich auch nötig war bei Leuten, die ausser bei Gelegenheitsarbeiten wie Scheren- oder Kesselflicken einen grossen Bogen um alles machten, was nach Arbeit aussah. Die Enkelkinder hatten dort nichts zu suchen. Sie erhaschten nur hie und da einen Blick auf Frau Husis «Völkerbund», wie die «Kundi» im Dorf genannt wurden, wenn per Zufall die Türe zum Saal offenstand. Der Gatte liess sie gewähren. Er kümmerte sich um sein eigenes Revier: den Stall mit ein paar Kühen und einem Pferd, die Feldarbeit und den grossen Obstgarten. In der Gastwirtschaft befahl seine Frau, und befehlen konnte sie gut. Nur wenn es ihm doch mal zuviel wurde, erhob er sich langsam vom Stuhl zu seiner ganzen Grösse von einem Meter neunzig, und Grossmutter Husi schwieg sofort. Sie wusste, wann es genug war! Tauchten die Enkelkinder auf, so hatte sie für alle fünf, vier Buben und ein Mädchen, eine Arbeit parat, kindergerecht und dem Alter angepasst. Die Enkel kamen gar nicht auf die Idee, sich zu verweigern,

im Gegenteil, sie waren stolz darauf, dass die Grossmutter ihnen so viel Vertrauen entgegenbrachte und sie selbständig hantieren liess. Sie gab klare Anweisungen, und die Enkel befolgten sie. Frau Husi hatte zu allem eine eigene, unabhängige Meinung. Sie liess sich von niemandem vereinnahmen, auch nicht von der Kirche, obschon sie eine gläubige Katholikin war. Sie ging nie zur Kirche. Sie fand, es sei besser, zu Hause an die Kirche zu denken, als in der Messe an zu Hause. Sie liess sich auch nicht auf Dorfklatsch ein. «Wenn jeder für sich sorgt, so ist für alle gesorgt», hiess ihre Losung. Beschwernte sich jemand über den Lehrer oder den Pfarrer, so erstickte sie jede Diskussion im Keim, indem sie bemerkte: «Der Herr Lehrer oder der Herr Pfarrer wissen sicher, was sie tun.» Sie wurde von den Gästen und den Dorfbewohnern gleichermassen geachtet und respektiert, besonders aber von den «Kundis», die doch ein recht unbürgerliches Leben führten und zum Teil «kurlige» Leute waren. Konnte einer die 70 Rappen pro Nacht nicht bezahlen, so liess ihn Frau Husi trotzdem nicht ohne Rösti und Kaffee am Morgen weiterziehen. Sie brachte erstaunlich viel Verständnis auf für diese Lebenskünstler, die im Dorf recht misstrauisch beobachtet wurden. Den Meckerern stopfte Frau Husi die Mäuler, indem sie sagte: «Das Geld ist von allen gleich rund.» Sie akzeptierte die Tatsache, dass der Herrgott verschiedene Kostgänger hat. Trotz ihrer grossen Sparsamkeit verschenkte sie immer wieder Esswaren, an Familien, die in Not waren. Im «Ochsen» gab es ja fast alles, was man brauchte: Obst, Gemüse, Kartoffeln, Eier, auch Fleisch und Würste. Wenn geschlachtet wurde, hängte sie eine Tafel zwischen die Vorfenster, darauf stand: «Heute Metzgete». Der Stör-

metzger, im Hauptberuf Bauer und Kirchensigrist, machte die besten Blut- und Leberwürste und Bratwürste weit und breit. Helfen durften nur die Buben. Schlachten sei nichts für ein kleines Mädchen, fand die Grossmütter und schloss die Tür zur Waschküche. Sie musste warten, bis die Arbeit getan war. Der Enkelin packte sie dann immer einen Deckelkorb. «Geh durch die Hintertür, es geht niemanden etwas an, auch nicht Grossvater», pflegte sie zu sagen, «und komm gleich wieder. Nimm ja nichts an.» Sie wusste immer, wer einen Zustupf brauchen konnte. Zum Lehrer oder zum Pfarrer ging jedoch nie ein Geschenk. Sie erkaufte sich nicht Wohlwollen, sie gab nur dort, wo sie wusste, dass das Einkommen für die Familie nicht ausreichte.

Jeden Freitag war Backtag. Da buk Frau Husi nicht nur das Brot für die ganze Woche, nein, auch noch Käse- und Zwiebelkuchen, Apfel-, Birnen- oder Zwetschgenwähen, je nach Saison. Am Nachmittag, wenn die Eisenbahner, die Schicht arbeiteten, im «Ochsen» einkehrten, schnitt sie grosse Kuchenstücke ab und stellte sie mitten auf den runden Tisch. Jeder Gast durfte sich gratis bedienen. Frau Husi bedankte sich so bei den Stammgästen. Trotz ihrer Freigiebigkeit konnte sie es nicht leiden, wenn Esswaren vergeudet wurden oder wenn jemand sein Brot nicht aufgegessen hatte. Ihren Enkeln sagte sie, man müsse einen Knopf in einer Schnur auflösen. Wer eine Schnur zerschneide, komme ins Armenhaus! Dinge mutwillig zerstören, konnte sie nicht ausstehen.

Kommissionen hat Frau Husi nie gemacht. Sie ging überhaupt nie ins Dorf. Brauchte sie verschiedene Dinge, so schickte sie die Enkel, zählte sechs oder acht Sachen auf und erwartete, dass sie das im Kopf behalten. Sie schrieb nie etwas auf, denn die Kinder hätten ihre wunderbare spitze Schrift gar nicht lesen können. Trödelten sie beim Heimtragen, so schaute Grossmutter vielsagend an die Wanduhr und fragte: «Wo habt ihr das geholt; in Hägendorf oder in



Landgasthof «Zum Ochsen» nach dem Brand vom 14. Februar 1914. Aufnahme aus dem Jahre 1916/17 mit Familie Gottlieb Husi-Schumacher

Kappel?» Zeitversäumen mochte sie gar nicht. Sass ein einzelner Gast in der Gaststube, so unterhielt sie sich zwar gezwungenermassen ein wenig mit ihm, aber nur solange, bis ein zweiter erschien. Dann verschwand sie in der Küche und hantierte weiter. Im «Ochsen» verkaufte man Bier auch über die Gasse. Im Sommer, wenn überall in den Gärten gearbeitet wurde, holten die Frauen oder die Kinder Flaschenbier für ihre Männer und Söhne in der Gaststube. Grossmutter Husi überliess diesen einträglichen Handel gerne den Enkeln. Die holten das Bier im Keller und kassierten auch selbständig ein. Frau Husi kontrollierte nicht. Sie brachte ihnen volles Vertrauen entgegen, was die Kinder mit Stolz erfüllte. Der Bierverkauf über die Gasse machte einen beträchtlichen Teil des Umsatzes aus. Zu Frau Husis gradlinigem Charakter passte auch, dass sie bei Rechnungen immer nur die geraden Franken einzahlte, die Rappen liess sie einfach weg. Da sie eine äusserst prompte Zahlerin war, akzeptierten ihre Lieferanten diese Eigenheit. Es hätte sich wahrscheinlich auch niemand getraut, noch 85 Rappen einzufordern, wer weiss, wie sie reagierte

hätte. Für Zahlungen packte sie die recht schweren Münzrollen in ein rundes Körbchen, legte das gelbe Postbüchlein obenauf und deckte alles mit einem karierten Tuch zu, damit niemand hineinschauen konnte. Dann schickte sie eines der Enkelkinder auf die Post, schaute nach beim Heimkommen und sagte: «In Ordnung.» Sie honorierte nie eine Leistung mit Trinkgeld, aber zu essen und zu trinken bekamen die Kinder immer.

Zu den schönsten Erinnerungen von Emmy Grätzer-Kiefer gehörten die Stunden, die sie mit ihrer Grossmutter im Garten verbrachte. Da durfte sie dann die Kamillenblüten ablesen, während Frau Husi sich ein bisschen mit dem Nachbarn über den besten Termin fürs Bohnensetzen unterhielt. Sie pflanzte im Nidsigend, mit viel Erfolg übrigens. Der Enkelin erklärte sie geduldig, was nidsigend und obsigend ist, denn sie gärtnernte nach alter Vätersitte. Für Frau Husi bedeutete Gartenarbeit fast ein wenig Luxus und Erholung an der frischen Luft, deshalb liebte sie ihren traditionellen Bauerngarten mit den buchsumrandeten Gemüsebeeten. Die Kamillenblüten dörnte sie auf Sieben. Sie schätzte die Heilwirkung der Kamille so gross ein,

dass sie fand, vor der Kamille sollte man den Hut ziehen. Kamen die Kinder mit kleineren Verletzungen oder Schürfungen angerannt, so tränkte sie ein sauberes Stück Leinen in Schnaps und band es den Kindern mit einem Taschentuch auf die Wunde. Natürlich brannte das höllisch, aber unzimperlich, wie Frau Husi war, durfte man bei ihr nicht klagen. Sie sang nicht «heile, heile Säge». Erstens hatte sie keine Zeit dazu, und zweitens lag Trösten nicht in ihrer Art. Assen die Kinder unreifes Obst von den Bäumen, so schimpfte sie. Der Herrgott lasse alles erst reifen, und wer nicht warten könne, der dürfe dann «dem Pfarrer die Hühner hüten». Der Hühnerhof des Pfarrers lag gleich neben dem Friedhof. Auf so eindrückliche Art brachte sie den Kindern Respekt bei vor gefährlichen Erkrankungen, die damals oft tödlich endeten. Man denke nur an akute Blinddarmentzündung! Starb jemand im Dorf und wurde sie nach der Todesursache gefragt, so sagte sie: «Krebs, Gott behüte uns davor.» Neben der Küchentüre befand sich eine grosse Schiefertafel. Da schrieb Frau Husi auf, was täglich zu erledigen war. «Heute müssten die Quitten abgelesen werden. Schreib auf: <Chüttenen ablesen>», sagte sie zur Enkelin. Stolz schrieb die kleine Emmy, die schon in die Schule ging: «Quitten ablesen.» Grossmutter schaute kurz auf, wischte die Tafel ab und schrieb «Chüttenen». Die Enkelin protestierte: «Aber Grossmutter, man schreibt doch Quitten.» «Ja, du Babi, das weiss ich auch, aber der Knecht weiss es nicht.» Der musste ja schliesslich den Auftrag verstehen! Natürlich konnten Herr und Frau Husi den Riesenbetrieb nicht allein bewältigen. Ein Knecht half im Feld und im Stall, ein Küchenmädchen stand Frau Husi zur Seite, und eine kleine, runde Frau sass tag-ein, tagaus im Sali und nähte und flickte. Die Wäscheberge auf dem Tisch und im Flickkorb nahmen trotzdem nie ab. Die Diensten assen nicht am Tisch der Familie. Die Familie sass am grossen Küchentisch. Das Küchenmädchen hatte seinen Platz am Rüst-

tisch neben dem Küchenschrank. Dem Knecht brachte man das Essen aufs Feld, oder er ass am Rüsttisch voraus. Die Näherin erhielt ihr Essen im Sali. Sie brachte dann das leere Geschirr zurück in die Küche. Mittagsruhe, wie sie heute üblich ist, kannte man damals nicht, man ass und ging nachher gleich wieder an die Arbeit.

Die Angestellten, meist einsame Leute ohne Familie, von Hilfswerken vermittelt, bewohnten im obersten Stockwerk unter dem Dach eine einfache Kammer, wo sie ihre paar Habseligkeiten unterbringen konnten und bleiben durften, bis sie alt und arbeitsunfähig ins Altersheim kamen. Der «Ochsen» hatte zwei Wirtsstuben. Rechts des Eingangs befand sich die «Gaststube», die Werktagswirtschaft, links las man auf dem Emailleschild «Restaurant». Hier wirtete man am Sonntag. Dann zog Frau Husi ein schönes Sonntagskleid an und kämmte sich nochmals frisch die Haare, allerdings erst kurz vor dem Essen, denn vorher musste sie ja alles rüsten und kochen. Wirtesonntag kannte man damals nicht. Nur am Betttag war der «Ochsen» geschlossen, alle anderen Tage im Jahr war der Gasthof offen und Frau Husi da.

Erstaunlicherweise liebte sie die Fasnacht. Sie war doch sonst eine so strenge Frau, die lautes Gelächter oder dummes Plagörzeug hasste. «Das ist doch ein Halbnarr», sagte sie zum Beispiel von einem aufdringlichen Laferi. Und fügte noch an: «Ein Halbnarr ist schlimmer als ein ganzer.» Wenn jemand so gleichgültig durchs Leben torkelte, so bemerkte sie missbilligend: «Der lässt einen Kummer auch nicht über den Rand der Schuhe laufen.» Sie legte an sich und an alle um sie herum einen strengen Massstab an. Sie konnte es nicht leiden, wenn jemand seine Gaben und Talente verkümmern liess. Aber für die Fasnacht hatte sie Sinn. Körbe voll küchelte sie dann Schlüferli und Schenkeli und stellte davon auf alle Tische. Jedermann durfte sich bedienen, auch die «Kundi». Die Gaststube dekorierte sie mit Girlanden und freu-

te sich auf die närrischen Tage. Sie hatte auch Sinn und Talent für Musik. Als im «Ochsen»-Saal noch getanzt wurde, fand sie, der Klavierspieler spiele ja immer die gleichen Akkorde, das würde sie doch auch noch lernen. Drei Musiker seien sowieso unrentabel. Also liess sich die junge Frau Husi die paar Griffe von einem, der es konnte, beibringen, und sass fortan selber am Klavier! Die vier Töchter übernahmen den Service, und sie sparte den Klavierspieler!

1933, am 6. September, starb Gottlieb Husi, mit dem sie eine glückliche Ehe geführt hatte. Die beiden verstanden sich ohne grosse Worte und waren in allen wichtigen Dingen einig. Von diesem Zeitpunkt an liessen ihre Kräfte nach. Der Tod ihres Mannes setzte ihr ausserordentlich zu. Zum erstenmal liess sie sich zu ein paar Ferientagen am Vierwaldstättersee überreden. Ihre ältesten Enkelsöhne führten sie im eigenen Auto hin. Frau Husi besass nämlich einen schönen, starken Wagen, in dem sie sich hie und da durchs Gäu kutschieren liess. Nicht zu schnell natürlich, denn sie wollte unterwegs alles genau ansehen und vor allem kommentieren in ihrer unnachahmlichen Art. In den Ferien hielt sie es nicht lange aus. Sie wollte nach Hause, denn sie war überzeugt, dass ohne sie im «Ochsen» alles drunter und drüber ging. Nach eineinhalb Wochen holte sie ein Schwiegersohn mit dem Auto zurück. Bald darauf wurde sie ernsthaft krank. Am 15. Mai 1936 starb sie im 70. Altersjahr. Noch heute erinnern sich die Enkel an diese ausserordentliche Frau. Erst viel später ist ihnen klar geworden, wie viel sie von dieser Grossmutter für ihr eigenes Leben mitbekommen haben. Sie hat ihnen vorgelebt, dass mutiges Zupacken besser zum Ziel führt als wehleidiges Jammern. Wie sagte sie doch immer? «Heiraten heisst nicht die Kappe tauschen.» Die Schwierigkeiten in Partnerschaft und Ehe verlangen tatkräftige, selbstbewusste Frauen mit dem Willen, die Probleme anzupacken.

Wie zu Gotthelfs Zeiten sind auch heute wieder solche Frauen gefragt.